

ZEITZEUGEN

MITTEILUNGSBLATT DER ZEITZEUGENBÖRSE HAMBURG

Das war mir wichtig!



Liebe Leserinnen und Leser,
was sind – was waren die zehn wichtigsten Jahre in unserem Leben? Die Kindheit, die Jugend, der Beruf, die Familie? Waren es die Kriegsjahre? War es die Nachkriegszeit mit dem „Wirtschaftswunder“? Oder ist es eine Phase der unmittelbaren Vergangenheit?

In dieser Ausgabe illustrieren Zeitzeugen rückblickend ihre „wichtigsten“ Jahre. Die Anschaffung der ersten Luxusgüter (siehe Titelbild), aber auch die Zwangsverpflichtung in die Wehrmacht lassen damit eindrucksvoll Zeitgeschichte lebendig werden. Viel Spaß beim Lesen!

Ihre Redaktion

*Die „Königin von Saba!“**(ca. 1948–1968)*

Große Ferien 1948 oder 49. In Westberlin gab es immer noch kaum was zu essen. Die Verwandten in Ostberlin und dem Umland halfen. Meine Mutter ging zum Spargelstechen zu Fuß von Steglitz nach Teltow auf die Rieselfelder zu den Bauern, bei denen sie früher auf dem Markt einkaufte, um für uns irgendetwas zum Essen zu bekommen.

Mein Vater war inzwischen im Westen, in Erbach im Odenwald, wo ein Freund aus der Propagandakompanie seine ausgelagerten Tiefdruckmaschinen aktiviert hatte und damit begann, Kataloge zu drucken. Nebenbei produzierte er zusammen mit seinem Bruder wieder Filmheftchen und Sicherheitslehrbögen für die Gewerkschaften nach dem Vorbild der „Hilf-Mit“-Bilderbögen der Kriegsjahre. Mein Vater illustrierte sie, denn als ehemaliger Ullsteinmitarbeiter hatte er in Berlin Berufsverbot bis zur Entnazifizierung.

Also fuhren wir in den Sommerferien zum ersten Mal nach Erbach im Odenwald. Zunächst mit dem „Kühne“-Bus nach Frankfurt am Main. Die Fahrt führte ab Stuttgarter Platz, damals Treffpunkt aller Schwarzmarkthändler und Kriminellen, über die Behelfsbrücke im Weratal bei Salzgitter. Viele Jahre der große Umweg zwischen Berlin und Frankfurt und große Unfallfälle. Kühne-Busse waren, soweit ich mich erinnere, die einzige Verbindung nach

Westdeutschland während der Blockade.

Meine erste Reise in den „Westen“. Nach harscher Grenzkontrolle giftiger, sächsisch sprechender Soldatinnen, die uns durchsuchten, als ob wir ein ganzes Pferd unter der Bluse versteckt hätten. Diese unwürdigen Kontrollen in Helmstedt gehören zu den prägenden Erinnerungen, die ich mit vielen Westberlinerinnen aus dieser Zeit teile, wie ich aus Gesprächen immer wieder erfahre. Ich führe darauf die unterschwellige Abneigung vieler Berliner gegen Sachsen eher zurück als auf die Kriege zwischen Preußen und Sachsen. Leider sollten diese Schikanen so bleiben, solange es die Grenzkontrollen gab. Wohl wegen meines polnischen Namens.

Später zu Baader-Meinhof-Zeiten auch auf der Westseite, wegen meines Namens und meines Aussehens in stolzem, eher linkem Outfit. Lange glatte Haare, lange Pullover, Hosen – schon verdächtig!

Doch zurück ins Ferienjahr 1948 oder 1949: Als wir endlich in Frankfurt ankamen, war es Nacht. Kein Mensch auf der Straße. Nur ein ungeheures Trümmerfeld. Schlimmer als in Berlin-Steglitz. Als wäre der Krieg gestern gewesen!

Erinnerungsblitz: ein geschneigelter, in tadelloser Uniform gekleideter junger Amerikaner, einsam an einem Würstchenstand, verloren zwischen Ruinen und Schuttbergen am Ross-

markt – so falsch am Platz, wie man nur sein konnte. Und doch genau richtig.

Mein Vater holte uns ab, und sofort fuhren wir weiter durch die Nacht in den tiefsten Odenwald. Ich erinnere mich an eine Landstraße mit rauschenden Bäumen, die manchmal das Auto streiften, ein VW-Käfer mit Zwischengas, auf den mein Vater sehr stolz war. Kriegsgrau, wie ich fand. Viel dunkler Wald, keine Menschenseele, schlafende kleine Städtchen, so viele Kurven, das mir schlecht wurde.

Dann endlich Erbach. Mitten im Wald. Ein kleiner murmelnder Bach, dahinter die Druckerei und ein paar Holzbaracken. Darin hatte mein Vater seinen Zeichentisch und wir unsere Betten. Wo er mit meiner Mutter schlief, weiß ich nicht mehr. Für meinen Bruder und mich das Paradies, barfuß über Wiesen laufen, über den Bach springen, direkt in den Wald. Erbach, das war Leben wie in meinen Märchenbüchern. Kienäpfel so viel ich wollte, Moosböden, um barfuß darin zu versinken, Blaubeeren, Himbeeren, Brombeeren so viel ich wollte!

Das gab es also auch, hier wäre ich gern geblieben. Bei meinem Vater, der anscheinend viel reicher war als wir. Und reiche Freunde hatte. Die wohnten in einem großen Haus auch direkt am Wald. Alles konnte man zu Fuß erreichen, ohne lange S-oder U-Bahnfahrten. Es gab kein einziges zerstörtes Haus, aber viel Fachwerk und ein großes Schloss mit richtigen Grafen und einer Sammlung vieler

Waffen aus dem Mittelalter, mit Rüstungen, wie ich sie nur aus den Büchern kannte. Sogar einen Keuschheitsgürtel hatten sie.

Ja, da wäre ich gern geblieben. Zumal der Freund meines Vater drei Söhne in meinem Alter hatte, die mir gleich das Fahrradfahren beibringen wollten, was natürlich total schief ging. So erschien ich zum Festtag uns zu Ehren mit aufgeplatzter Lippe und zerschundener Wange. Zum Ärger meiner Mutter, die mit uns auftrumpfen wollte.

Außerdem hatten wir in Berlin kein Geld für ein Fahrrad. Glücklicherweise gab es noch etwas zu feiern: der Einzug der „Königin von Saba“ (Musiktruhe des Herstellers SABA)!

Überhaupt wurde ständig gefeiert in diesem Zauberland. Das war nicht so dröge wie in Berlin. Jeder Anlass war willkommen, zu trinken und es sich wohl gehen zu lassen, die dunklen Zeiten zu vergessen. Kein Wunder, dass mein Vater gar nicht mehr gern nach Berlin kam, nur noch zu Weihnachten, wenn keine Ausrede mehr half.

Für die „Königin von Saba“ war im Haus des Freundes extra ein Anbau gemacht worden. Rechtzeitig fertig zu unserem Erscheinen. Da stand sie nun und wir standen alle drum herum. Der Hausherr legte zehn Platten auf einen Plattenwechsler und stellte alles am Radio ein. Meine Güte, so etwas hatte ich noch nie gesehen und noch nie gehört. Das war eine riesige Musiktruhe!

Ich dachte an unseren kleinen Volksempfänger. Ich verstand nicht, warum meine Mutter nicht mit uns in dieses Paradies ziehen wollte, zu diesen lustigen Leuten, zu meinem Vater, der uns verwöhnte, wo es Burgen und Schlösser in echt gab, wo ich an der Quelle stehen konnte, an der Siegfried von Hagen ermordet wurde. Wo man reisen konnte, ohne ständige Kontrollen über sich ergehen zu lassen. Nicht von Sachsen angeschnauzt wurde.

Was war so schön an Berlin, wo es nichts zu essen gab, wo wir kein Geld hatten, wo das Schloss eine einzige Ruine war und alles andere für uns unerreichbar, da im Osten? Mit einem Wald, in dem sich auf wenigen Hektar eine ganze Großstadt im Sommer traf und alle Himbeeren oder Blaubeeren oder Brombeeren längst gepflückt waren, als wir kamen.

Ich wollte die Freiheit dieser Ferien immer haben, ich wollte nie mehr eingeschlossen sein. Erst fünf Jahre später gab meine Mutter nach, nach-

dem die Druckerei nach Darmstadt umgezogen war. Da begann für mich als 17-Jährige tatsächlich eine glückliche Zeit mit vielen Festen, großen Entdeckungen der Architektur, neuen Theaterformen und der neuen Musik.

Mit vielen Freunden, die nicht alle zwei Stunden entfernt wohnten. Mit Radtouren in den Odenwald und kurzen Verständigungswegen ohne lange S- und U-Bahnfahrten durch Umwege um die „russische Zone“. Wir trafen uns schnell, obwohl es noch lange nicht selbstverständlich war, ein Telefon zu haben. Die Post kam, wenn überhaupt, mit tagelanger Verspätung.

Ein Auto? Du liebe Güte. Vielleicht, wenn alles gut ging, irgendwann einmal ein Motorroller.

Es wurde dann doch ein Auto, 1965. Ein gebrauchter Fiat 600, mit dem ich jeden Tag von Darmstadt nach Frankfurt in meine Werbeagentur kurvte. Wieder ein Stückchen Freiheit mehr. Und Glück.

Ingeborg Schreib-Wywiorski.

Der homo ludens will endlich Fernsehen (1959)

Die Kreativität des Menschen entwickelt sich spielerisch, und aus dem Spielerischen das Spielen. Der moderne homo ludens allerdings – der „spielende Mensch“ – ist in der Mehrzahl vom aktiven zum passiven Teilnehmer geworden, und wenn die Entwicklung so weitergeht, verkümmern seine Gliedmaßen mehr und mehr.

Und wer ist schuld daran? Das Fernsehen, das Kino, nein: das Puschen-Kino unserer Zeit. Es hat unser Leben, unsere Freizeit, von Grund auf verändert, und wenn auch der Trend nachgelassen hat, stundenlang vor der Glotze zu sitzen – längst hat diese Rolle der Computer übernommen – so ist doch beispielsweise das Tabu, nach zwanzig Uhr, weil dann die Ta-

gesschau beginnt, nur im Ausnahmefall bei jemandem anzurufen, auch heute noch weit verbreitet.

Natürlich wollten wir, als wir jung waren, auch „einen Fernseher“, sprich: Fernsehgerät haben. Es gehörte, neben ersten Möbeln für die Einrichtung, 1959 zu unseren sehnlichsten Wünschen. Doch es sollte, wenn schon, denn schon, nicht irgendein Gerät sein, sondern etwas Besonderes, und so leisteten wir uns für 1.500 DM eine Körting-Fernsehtruhe, ein Möbelstück, das etwas herzeigte: ein relativ großes, eingebautes Fernsehgerät samt Radio.

Dies alles vor dem Hintergrund, dass es damals nur Schwarzweiß-Fernsehen gab, außerdem nur ein Programm, und das auch nur stundenweise!

Doch es gab Ausnahmen, und das war der Sport. Fußball-Übertragungen wurden komplett gesendet, einschließlich Verlängerungen.

Was aber meistens noch länger dauerte, waren Tennisspiele, und da wir uns mit der mächtigen Truhe finanziell verausgabt hatten, verzichteten wir auf eine Urlaubsreise. Es traf sich



Eine Musiktruhe von hohem Wert.

gut, dass zu der Zeit das ATP-Tennisturnier am Rothenbaum übertragen wurde, und so saßen wir dann bei schönstem Sonnenschein halbe Tage drinnen vor dem Bildschirm. Essen war Nebensache, denn es war spannend wie ein Krimi – und wir entwickelten uns zu wahren Tennis-Experten.

Nicht nur Altmeister Gottfried von Cramm sowie Wilhelm Bungert oder Christian Kuhnke, auch die Namen internationaler Stars wie Björn Borg oder Rod Laver und viele andere waren uns damals geläufig.

Wie gesagt: Es gab einen einzigen Fernsehsender, das Bild war schwarzweiß und die Ausstrahlung erfolgte stundenweise. Die übrige Zeit gab es ein Testbild. Oder Störungen oder „Schnee“. Wie waren wir damals bloß anspruchslos! Und trotzdem vielleicht zufriedener als heute.

Claus Günther

Mit 70 hat Mann noch Träume

(ca. 2000)

Als junger Mann habe ich davon geträumt, Schriftsteller oder Journalist zu werden. Jahrzehnte später schrieb ich regelmäßig für die Firmenzeitung eines Konzerns. Ich interviewte Mitarbeiter, schrieb Glossen und Preisrätsel in Form kleiner Krimis.

Als Rentner verfasste ich ein Büchlein mit spirituellen Gedichten. Doch im Jahre 2000 schien alles vorbei: Herz-Operation; drei Bypässe. Was nun?

Zum Glück habe ich alles überstanden – und sehe das als großes Geschenk an. 2001 wurde ich siebzig. Kann „Mann“ in dem Alter noch Träume verwirklichen? *Verstehen kann man das Leben rückwärts, leben muss man es aber vorwärts*, sagt der Philosoph Kierkegaard. Rückblickend stelle ich fest: Für mich wurde es ein bemerkenswertes Lebens-Jahrzehnt.

Im Vordergrund stand das ehrenamtliche Engagement als Zeitzeuge. Neben einer Vielzahl dokumentierter Erlebnisse war es die lektorische und redaktionelle Arbeit an unserem Buch *Zeitzeugen schreiben Geschichte(n)*, die mich gefordert hat.

Darüber hinaus geschah, was ich mir in jungen Jahren ersehnt hatte: Ein Verleger kam auf mich zu und wollte ein Buch von mir – auf Plattdeutsch. Das kam so: Meine Frau hatte mir zum siebzigsten Geburtstag ein Wörterbuch geschenkt, hochdeutsch-plattdeutsch. Ich fing an, plattdeut-

sche Geschichten zu schreiben und hatte eine davon an jenen Verleger gesandt. Das Ergebnis: *Limericks Plattdüütsch*, mein Buch mit 160 humoristischen Gedichten, ist heute noch gefragt, während die zweite Auftragsarbeit, *Steerntecken op Platt*, weniger Interessenten fand als erhofft.

Jahr für Jahr aber beteilige ich mich inzwischen am „Plattdeutsch-Wettbewerb des NDR“ kam einmal unter die 25 Besten (von 1.700), und bekam ein andermal für meine Zeitzeugen-Geschichte (!) *Utgrenzt* den 2. Preis (bei 2.200 Einsendungen).

Ein Buch mit Satiren und etliche Beiträge in Anthologien ergänzen die schriftstellerische Arbeit.

Darüber hinaus gehört meine Liebe den Kleinkunst- und Lesebühnen. In Dichter-Wettbewerben (*Poetry Slams*) messe ich mich mehrmals im Monat mit zumeist erheblich Jüngeren – oder trete solo und gelegentlich gemeinsam mit einem von ihnen auf, am liebsten im Logensaal der Hamburger Kammerspiele. Generell dominieren dabei heitere Beiträge, doch gebe ich auch Zeitzeugen-Erlebnisse zum Besten und präsentiere plattdeutsche Texte.

Plattdeutsch zu verbreiten, auch das kann Zeitzeugenarbeit sein! Denn Plattdeutsch ist „in“, ist wieder im Kommen, sogar in Krankenhäusern und Schulen. *Dat freit mi bannig*.

Dies alles geschah oder geschieht (nicht zuletzt mithilfe von Laptop und Internet), seit ich siebzig bin – inzwischen seit über zwölf Jahren.

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen, heißt es bei Rilke, und später: *Ich werde den letzten vielleicht nicht*

vollbringen, aber versuchen will ich ihn. Cicero, so sagt man, habe es anders ausgedrückt: *Fange nie an aufzuhören, höre nie auf anzufangen*.

So ist das, und so blüht das – allens was recht ist.

Claus Günther

Die „Gnade der späten Geburt“

(ca. 1943)

Wenn man als Staatsangehöriger deutsch angibt, um ein Visum für die Einreise nach Israel zu bekommen, gibt es gewisse Beschränkungen zu beachten. Wer vom Geburtsjahrgang 1927 und älter ist, muss nachweisen können, dass er oder sie damals nicht an NS-Verbrechen beteiligt war.

Die Jahrgänge 1928/29/30 und jünger sind hingegen unbelastet, sie gelten auch in Deutschland als die sogenannten „weißen Jahrgänge“.

Das bedeutet, dass sie im letzten Krieg noch zu jung waren, um eingezogen zu werden, und bei Gründung der Bundeswehr 1955 dann zu alt, um Wehrdienst leisten zu müssen. Auch konnten sie natürlich nicht an NS-Untaten beteiligt gewesen sein, weshalb auch unser ehemalige Bundeskanzler Helmut Kohl von der „Gnade der späten Geburt“ sprach.

Folgerichtig wurden dann 1955 diese Jahrgänge nicht zum Wehrdienst herangezogen. Aber diese „Gnade“ wurde einem großen Teil der Betroffenen nicht zuteil. Für viele war die Theorie die eine Seite, die Praxis indes sah anders aus, viel grausamer.

Etwa 60.000 dieser Betroffenen kamen als Kindersoldaten in den letzten Wochen des Krieges ums Leben.

Dazu muss man wissen, dass mit zunehmender Zeitlänge des Krieges das sogenannte „Menschenmaterial“ knapp wurde. Millionen von Toten und Verletzten forderte bereits dieser Wahnsinn. Ersatz musste also her. Doch woher nehmen? Hitlerjungen, die schon jahrelang in Wehrtüchtigungslagern militärisch gedrillt worden waren, standen bereit für den Einsatz.

Es gab auch seit dem September 1944 die SS-Panzerdivision Hitlerjugend, die bei der alliierten Invasion im Juni 1944 bei Caen in der Normandie zum ersten Einsatz kam und dabei fast ein Drittel des Bestandes als Verlust einbüßte. Sie waren alle 17 und 18 Jahre alt.

An den Fliegerabwehrgeschützen, welche die großen Städte bei Luftangriffen schützen sollten, waren 16- und 17-jährige Flakhelfer eingesetzt. Und es gab das bekannte Bild vom zitternden Hitler, der 12 und 15 Jahre alte Kindersoldaten streichelte und

mit Orden ausstattete. Diese Bubis hatten, unter immensen Verlusten, tagelang die Havelbrücken in Berlin-Pichelsdorf verteidigt.

Nicht zu vergessen sei auch der lange zähe Abwehrkampf der Unteroffiziersvorschüler in Steinau an der Oder. Dort wurden Jungen ab dem Alter von 14 Jahren für den Dienst als Unteroffiziere der Wehrmacht ausgebildet. Diese Knaben trugen außerdem, voller Stolz, regelrechte Wehrmachtsuniformen mit einem Ärmelstreifen, auf dem Unteroffiziersvorschule stand.

Nun könnte man sagen, dass das ja alles nur Einzelfälle sind. Bisher ja, aber im September 1944 kam der Volkssturmbefehl heraus.

In der bekannten „Totalen Kriegrede“ in Berlin rief Propagandaminister Goebbels als Einsatz aus: „Nun, Volk, steh‘ auf, und Sturm brich los!“

Volkssturm, das waren alte Männer in Zivil, mit einer Armbinde versehen, auf der „Deutsche Wehrmacht“ stand, und Hitlerjungen in ihren Uniformen. Die sollten nun den „Endsieg“ erringen. Aber abgesehen von den Kämpfen in Breslau und Berlin lösten sich diese Formationen bald wieder auf.

Doch im österreich-mährischen Grenzgebiet kämpfte, bis zum Kriegsende, eine ganze Division mit Jugendlichen der Jahrgänge 1928/29. Sie war etwa 10.000 Mann stark und setzte sich aus Lehrgängen der Reichsausbildungslager, der Hitlerjugend und Teilen des RAD, des Reichsarbeitsdienstes zusammen.

Einem Großteil von ihnen wurde ihre Blutgruppe in den linken Oberarm eintätowiert. Bei Verwundungen sollte schnell erkannt werden können, wer Blut übertragen konnte. Es sollte in der ganzen Wehrmacht eingeführt werden, aber nur bei der Waffen-SS wurde das bis Kriegsende praktiziert.

Der Nachteil war, dass nach Kriegsende schnell erkannt werden konnte, wer bei der SS war. Die genannte Einheit dieser Jugendlichen hieß SS-Panzergranadier-Division Hitlerjugend. Man findet sie nirgends, auch nicht im Bundeswehrarchiv in Koblenz.

Eine Geisterdivision? Nein, der Autor dieses Berichtes gehörte ihr an. Viele dieser Jungens mussten, wenn sie am Leben blieben, jahrelang in der Sowjetunion als Kriegsgefangene schwere Zwangsarbeiten verrichten und litten zumindest in den Anfangsjahren unter Hunger und Kälte.

Wenn sie überlebten, kamen die meisten erst nach vielen Jahren wieder nach Hause. Für diese „Bubenbataillone“, wie sie auch genannt wurden, gab es also keine „Gnade der späten Geburt!“

Einen Vorteil gibt es für sie aber doch. Weil sie von den Jahrgängen 1928 und 1929 sind, dürften sie ohne Nachweis nach Israel einreisen, vorausgesetzt aber, die an der Grenze dort sagen nicht, wie es in der Gefangenschaft immer hieß: „Oberkörper frei, Arme hoch!“

Günter Lucks

Das Schicksalsjahr eines Hitler-Jungen (1935)

Diese etwas theatralisch anmutende Überschrift muss vor dem Hintergrund biographischer Daten meiner damals gerade erst 15 Lebensjahre gesehen werden. Ich wurde 1919 geboren, als quasi Waisenkind und wurde von einem Ehepaar adoptiert, das zu meinen liebevollen Eltern wurde.

Mein Adoptivvater war von Haus aus Seemann, der auf den Tiefwasserseglern der Reederei Laeisz fuhr, die damals lange vor dem 1. Weltkrieg Salpeter aus Chile – rund um Kap Hoorn – nach Hamburg brachte.

Meine Mutter hingegen war als Tochter eines Kunststeinfabrikanten eine sogenannte „höhere“ Tochter, bei denen, ob musisch veranlagt oder nicht, Klavierunterricht obligatorisch war. Johannes Brahms hat einmal vor dem Hintergrund dieser mehr oder weniger gut klavierspielenden Damen angemerkt, dass Elefanten gefährliche Tiere seien, da man aus ihren Zähnen Klaviertasten herstellen könne.

Die politische Gesinnung in meinem Elternhaus war ausgesprochen deutsch-national. Besonders bei meinem rechtslastigen Vater war der Versailler Vertrag eine Schmach. In diesem Elternhaus wuchs ich also wohlbehütet auf. Durch Vermittlung meines Vaters war der Mittelpunkt meiner Freizeit die Yachtschule in Blankenese, deren Leiter ein Korvettenkapitän a. D. von Stosch meinen Vater aus dem Hererero-Aufstand 1904 in

der damaligen Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika (heute Namibia) kannte.

Also auch aus dieser Ecke wurde ich ausgesprochen national-bewusst beeinflusst. Der politische Hintergrund als Kind und Heranwachsender war die Weimarer Republik, die in ihrem 14-jährigen Bestehen einen Verschleiß von 15 Reichskanzlern hatte, an deren Namen und Parteizugehörigkeit man ablesen konnte wohin die politische Richtung dieser ersten demokratischen Republik auf deutschem Boden ging. Nämlich von extrem links nach extrem rechts. Namen wie Ebert, Scheidemann, Stresemann oder Brüning, von Papen, stehen hierfür. An dieser Entwicklung war auch unsere Reichswehr beteiligt. Hierfür stehen die Generäle unseres damaligen 100.000-Mann-Heeres wie von Seeckt, von Hammerstein, von Blomberg und von Fritsch. Nicht zuletzt der wiedergewählte Reichspräsident von Hindenburg hat diese Richtung entscheidend beeinflusst, indem er am 30. Januar 1933 Hitler zum Reichskanzler ernannte, dessen Popularität nicht auch zuletzt durch die hohe Zahl von Arbeitslosen gewachsen war.

Nunmehr nähern wir uns meinem Schicksalsjahr 1935. Wir 12- bis 16-jährigen Yachtschüler wurden geschlossen in die Marine-HJ überführt. Da ich einen Bootsführerschein hatte, wurde ich sozusagen automatisch Ka-

meradschaftsführer. Bei einem Streitgespräch, in der ich wohl meine Eigenschaft als Kameradschaftsführer zu sehr in den Vordergrund geschoben hatte, wurde ich von einem diesen Jungs beschimpft: „Du Judenlummel hast uns gar nichts zu sagen!“.

Das war für mich der Anlass, meinen Vater abends zu fragen, wieso der sich das Recht herausnehme, mich in dieser Weise zu beschimpfen. Inzwischen waren Juden und Kommunisten zu Staatsfeinden Nr. 1 mutiert.

Mein Vater bemerkte hierzu, dass ich weder ein Jude noch ein Lummel sei. Er schickte mich dann zu unserem Pastor in der Bahrenfelder Lutherkirche, deren Gemeindeglied wir waren. Und erst hier erfuhr ich, dass meine Eltern gar nicht meine leiblichen Eltern waren, sondern mich als Kleinstkind adoptiert hatten und in der Tat mein Vater Jude war. Da brach zunächst für mich als 15-

jährigen eine Welt zusammen.

Ich hatte mich schon gewundert, dass unsere wirtschaftlichen Verhältnisse sich in diesen Jahren außerordentlich verschlechtert hatten. In diesem Jahr 1935 verloren wir unsere Wohnung in der Siedlung Steenkamp. Ich musste das Gymnasium verlassen, da wir das Schulgeld nicht mehr bezahlen konnten.

Ich ging zu unserem Bannführer, um ihm zu sagen, dass ich den Spagat, auf der einen Seite einen jüdischen Vater zu haben und auf der anderen Seite von Kameraden als Judenlummel beschimpft zu werden, nicht verkraften könne. Dafür hatte er Verständnis, und ich bin dann nie mehr zu unseren Treffen gegangen. Damit verlor ich alle meine Freunde, und ich war zumindest vorübergehend der einsamste Mensch auf dieser Erde.

*Wilhelm Simonsohn, übertragen
von Hans-Günter Schmidt*

Zum Schreiben lernen...

(ca. 1940-1960)

Ich wurde 1942 in Berlin-Steglitz in die Markusschule eingeschult. Natürlich waren die Klassen streng in Jungs- und Mädchenklassen unterteilt. Das Schuljahr begann im März, soweit ich mich erinnere. Da ich erst im September sechs wurde, aber unbedingt lesen und schreiben lernen wollte, setzte meine Mutter den früheren Schulbeginn durch. Sonst wäre ich erst 1943 eingeschult worden.

Wir wurden den Namen entsprechend in alphabetischer Reihenfolge in unsere Bänke eingewiesen. Holzbänke für jeweils zwei Mädchen, jeweils drei Bänke in einer Reihe.

Jeder Schultag begann nach Eintritt der Lehrerin mit Strammstehen neben der Bank und dem Gruß mit ausgestrecktem Arm: „Heil Hitler, Fräulein Tonet!“ Darauf sie, ebenfalls mit ausgestrecktem Arm „Heil Hitler! Was

singen wir heute?“ Es folgte unser Morgenlied und dann die Aufforderung „Setzen!“.

Der Schulalltag begann: Wir lernten das Schreiben zuerst auf Schiefertafeln. Buchstabe für Buchstabe. Das ganze Alphabet. Ein neuer Buchstabe wurde in der Schule von der Lehrerin an der großen Tafel vorgemalt und von uns Kindern nachgemalt.

Kurz nach Schulbeginn, als ich mitten im schönsten Buchstabenmalen war, geschah es, völlig unerwartet, denn ich hatte ihre Wanderungen durch die schreibenden Mädchenreihen nicht weiter beachtet: Fräulein Tonet haute mir einmal kurz aber kräftig auf die Schreibhand – meine Linke. Als ich sie völlig verdattert ansah, zog sie mich an den Ohren hoch, und vor der ganzen Klasse wurde ich als Sündenbock dargestellt: „Wie schreibt ein braves Mädchen?“ „Mit der rechten Hand“, brüllte die Klasse.

„Siehst du, das ist die gute Hand und das“ – klatsch auf die Linke – „ist die schlechte Hand. Merk Dir das. Mit der Linken lernst Du nie richtig schreiben, und was soll dann der Führer von Dir denken?“

Au weia, den wollte ich bestimmt nicht enttäuschen. Denn mein heimlicher Traum war es, ihm einen Biedermeierstrauß zum Geburtstag zu überreichen, wie es die Goebbels-Kinder jedes Jahr machten. (Als ich älter war und mehr wusste, konnte ich Biedermeiersträuße nicht mehr ausstehen).

Mit Linksschreiben würde das nie klappen. Fräulein Tonet dachte, ich

schreibe aus Daffke links. Hoffentlich erzählte sie das nicht dem Führer.

Meine Mutter dagegen hatte Angst, man hielte mich für abartig, als ich ihr die Nachricht mit den Hausaufgaben nach Hause brachte. Was mit diesen Kindern geschah, hatte sich hinter vorgehaltener Hand herumgesprochen. Überhaupt herrschte in dieser Zeit wenig Mitleid mit Behinderten. So genannte Mongoloide wurden ausgelacht und als Doofe bezeichnet und kamen in die Hilfsschulen, wohin alle „Doofen“ abgeschoben wurden, wenn sie nur irgendwie später gebraucht werden konnten, z. B. in Fabriken oder als Mägde und Hilfsarbeiter.

Bei mir kam auch noch hinzu, dass meine Mutter die Auflage bekam, mit mir zum Augenarzt zu gehen, weil ich offensichtlich nicht lesen konnte, was an der Tafel stand. Auch das noch: Ein anormales Kind! Und tatsächlich bekam ich eine Brille, ein Überbleibsel vom Scharlach, den ich mit Vier hatte. Das beruhigte wenigstens meine Mutter.

Aber trotzdem: Die Brille trug ich nur bei Fräulein Tonet. Meine Mutter fand eine Tochter mit Brille auch fürchterlich, schob aber ihre Angst vor, ich könnte beim Spielen auf der Straße die Brille verlieren oder kaputt machen und dann Glas in die Augen bekommen.

Bis meine Augen mit 12 so schlecht waren, dass ich fortan immer ganz dicke Brillengläser tragen musste und der Spott der ganzen Straße war. Jedenfalls passte meine Mutter nun auch immer auf, dass ich ja rechts-

händig schrieb.

Zuhause mussten wir die neuen Buchstaben mehrere Seiten lang üben und am nächsten Tag der Lehrerin zeigen. Dafür hatten wir Hefte mit linierten Seiten. In die schrieben wir seitenweise As, Bs und so weiter. Ich glaube mich zu erinnern, dass erst das große und dann das kleine Alphabet dran war.

Wir schrieben mit Bleistift und sehr viel Radiergummi, später dann mit einem Schulfüller Marke Pelikan. Dumm nur, dass dauernd die Tinte auslief, kleckste und man ständig Tintenfinger hatte, wenn man nicht sehr sorgfältig war.

Die Mutter garantierte für sorgfältige Erledigung. So gewöhnte ich mich ans rechts Schreiben, heute kann ich überhaupt nicht links schreiben.

Die Umpolung wurde auch noch in den 50er Jahren praktiziert: Angeblich sollen 40% der Bevölkerung in

Deutschland davon betroffen sein.

In diesem Zusammenhang sprach ich mit meiner 1949 geborenen Stieftochter darüber, die mir erzählte, dass sie auch mit sechs Jahren 1956 in Kiel noch umgepolt worden ist, mittels des Zeigestocks auf die „schlechte“ Hand geschlagen. „Wo ist denn das gute Händchen?“, wurde ihr eingeimpft.

Sie erinnerte sich, später gelesen zu haben, dass die Hirnforschung herausgefunden hat, von dieser Umpolung Betroffene können psychologische Störungen erleiden, da damit auch die Funktionen der beiden Hirnhälften umgepolt würden.

Heute wird dringend davon abgeraten. Jedenfalls hatte ich in Schönschrift immer sehr schlechte Noten. Später nannte man das eine sehr ausgeprägt schöne Characterschrift.

Ingeborg Schreib-Wywiowski

Nach der „Türkisch 8“ wurde mir schlecht (ca. 1943)

Verführt durch Zigaretten

Meine erste Zigarette? Ich glaube, das war eine Türkisch 8. Mein Vater wechselte öfter mal die Marke, aus geschmacklichen oder auch aus finanziellen Gründen. Er rauchte R6, Senoussi oder eben Türkisch 8.

Eine offene Packung lag eigentlich immer zu Hause herum, und als mein Schulfreund Werner mal bei mir zu Besuch war – ich schätze, 1943, wir waren beide 12 Jahre alt und meine

Eltern abwesend, kam mir eine Idee ...

„Hast du schon mal geraucht?“

„Nee. Du?“

Nein, ich auch noch nicht. Also stibitzte ich meinem Vater eine Türkisch 8. Wir gingen damit in die Küche, fanden Streichhölzer, zündeten die Zigarette an und rauchten sie gemeinsam, abwechselnd, und zwar über dem Handstein, also dem Aus-

guss. Wir mussten doch die Asche wegspülen!

Doch schon nach wenigen Zügen wurde uns übel, und wir brachen das Experiment ab. Die halbe Zigarette zerbröselten wir und spülten alles restlos weg (Filterzigaretten gab es damals noch nicht).

Ich hatte ein bisschen Gewissenbisse, nicht wegen der gemopsten Zigarette, sondern weil wir sie nur halb geraucht und den Rest vernichtet hatten. Es war mir doch eingetrichtert worden: „Alles kostet Geld!“ und „Essen wirft man nicht weg!“ (Wenn mein Vater mal keinen Appetit hatte, sagte meine Mutter: „Das kommt davon! Du rauchst zu viel!“)

Ein Jahr später, 1944, kam ich mit meinen Klassenkameraden in die Kinder-Land-Verschickung, ins heutige Tschechien. Natürlich war uns Jungs das Rauchen untersagt. Aber an Zigaretten wären wir 13-Jährigen sowieso nicht ran gekommen: Erstens gab es keine Zigarettenautomaten, und zweitens hatten wir keine Raucher-Karten – die gab es erst für Jugendliche ab 18. Doch was es zu kaufen gab, und zwar ohne Marken, das waren Pfeifen.

Was nützt aber die beste Pfeife ohne Tabak? Irgendeiner von uns hatte die rettende Idee: Kräutertee! Kräutertee gab es für wenig Geld und ohne Marken. Also pafften wir Kräutertee in unserer Freizeit – selbstverständlich auch das nur heimlich. Manche rauchten auch Heu aus unseren Schlafsäcken – igitt!

Schlimmer war, dass wir unterein-

ander Wettrauchen veranstalteten. An einem Sonntag habe ich nicht weniger als acht Pfeifen Kräutertee gepafft. Mann, war mir schlecht!

Nach dem Krieg, etwa 1947/48, fragte mein Vater eines Tages: „Na Junge, hast du denn auch schon mal geraucht? Ja? Zeig doch mal!“ Er bot mir eine Zigarette an, gab mir Feuer ... „Und? Schon mal auf Lunge geraucht? Nein? Dann guck mal: So geht das!“ Er machte es mir vor. Ich machte es nach – und bekam einen ganz schlimmen Hustenanfall. Er lachte mich aus. Danach übte ich Heimlich. Bis ich's konnte.

Den nächsten Husten- und Übelkeitsanfall bekam ich, als ich auf ziemlich leeren Magen, abends aus dem Kino kommend, eine „echte Ami“ rauchte, ich glaube, es war eine Chesterfield. Zum Glück stand ich hinten auf dem Perron der Straßebahn und bekam ein wenig frische Luft.

Später dann, viel später, als ich schon über vierzig war, bekam ich Atemnot. „Ein beginnendes Lungenemphysem“, stellte der Internist fest. „Die Lunge kann nicht mehr genügend Sauerstoff aufnehmen.“

Ich fragte ihn, welche Chancen ich hätte, dass sich die Lunge regeneriert.

„Wenn Sie mit dem Rauchen aufhören, könnte die Lunge eines Tages wieder normal funktionieren. Aber es dauert. Die Lunge braucht etwa zehn Jahre“, lautete seine Antwort.

Er sollte Recht behalten.

Claus Günther



In eigener Sache. Was sind Zeit-Zeugen? Teil 2

„Leben Zeitzeugen ewig?“ Auslöser einer lebhaften Diskussion war ein Beitrag Robert Hugos, was denn wäre, wenn die Zeitzeugen der Kriegsgeneration nicht mehr über ihre Erlebnisse berichten können. Zweiter Teil eines Beitrags von Carsten Stern aus Ausgabe 53 zur Arbeit von Zeitzeugen.

Was haben wir zu erzählen?

Da gibt es zum einen die ganz persönlichen Schwerpunkte, die der einzelne Zeitzeuge für sich selbst gesetzt hat, was ihn oder sie ganz besonders geprägt hat.

In den Biographien der Zeitzeugen der Zeitzeugenbörse – auch im Internetauftritt der ZZB einsehbar – und in der Datenbank der Zeitzeugenbörse sind diese Themen jederzeit und zu jeder einzelnen Person abrufbar.

Beispiele? 17. Juni 1953, Schwarzmarkt, Transitreisen nach Berlin, Kino, Reisen in den 50ern, Wohnungsnot und Treppenlo.

Da gibt es zum anderen inhaltlich das, was ein jeder, der die 50er und 60er mitgemacht hat, zu erzählen hat: Amerika, Europa und Reisen, per Anhalter, Roller und Eisenbahn, im Flugzeug, in der Schule, im Beruf, Schreibwerkzeuge und Einkaufen ohne Supermarkt, Politik und politisches Interesse von Adenauer bis zum konstruktiven Misstrauensvotum gegen Brandt, Wiederbewaffnung und Wehrdienst (und dessen Verweigerung).

Wem sollen und können wir erzählen?

Als erstes steht bei Vielen: Ich mache es für mich. Mich interessiert, wie ich

zu dem geworden bin, der ich bin. Und ich schreibe auf, damit meine Kinder ihren Vater, bzw. ihre Mutter kennen und in Erinnerung behalten. Ein ganz persönliches Motiv.

Und: Schriftliches hält! „Wer schreibt, bleibt.“ Und gerade das Reden und Vor-Lesen in der Gruppe spült Erinnerungen und Erkenntnisse ins Bewusstsein, die man im stillen Kämmerlein für sich allein so nicht unbedingt gewinnt. Ein Nutzen für mich und für andere gleichermaßen.

Und wenn ich „nach draußen“ gehe?

Da gibt es die Frage: Wer interessiert sich wofür? Können wir mit unseren Zeitzeugengruppen im Raum Hamburg die Interessen, den Bedarf abdecken?

Wen interessiert was? Sind Schülerinnen und Schüler die Zielgruppe? Die Lehrpläne geben für die Nachkriegszeit nicht vor, was unterrichtet werden soll.

Was wollen Lehrer? Mit denen müssen wir in Kontakt treten. Was interessiert Journalisten. Was bereiten sie vor? Haben Journalisten aus dem (benachbarten) Ausland Interesse? Oder ausländische Schulen oder Hochschulen? Können wir als – geschulte – Zeitzeugen einen Beitrag leisten? Gibt es politische, Bildungs-



Institutionen, die sich mit der Alltagsgeschichte befassen? Können wir dort als Zeitzeugen einen Beitrag leisten? Mit wem sollten wir das Gespräch suchen?

Warum sollen wir erzählen?

Für die NS-Zeit ist das Ziel klar: Damit so etwa nie mehr passiert, damit Menschen wissen, wann und wie sie verführt werden. Damit unsere Erfahrung nicht in der zweiten oder dritten Generation neu gelernt werden muss, damit das Erfahrungswissen der älteren Generation weitergegeben wird und erhalten bleibt.

Für die Zeit nach dem Krieg ist das Ziel schwieriger zu definieren: Was sind die Probleme heute? Was ist unsere Erfahrung als Ältere? Solidarität? Gemeinschaftsinn? Ideenreichtum und Umsetzung? Tun statt Reden? Akzeptanz Anderer? Nachsicht statt Rechthaben? Regeln statt Laufenlassen? „Wird schon irgendwie werden“ statt „Die tun ja doch, was sie wollen“?

Was schält sich als Konfliktlinien unserer westlichen Gesellschaften im zweiten Jahrzehnt nach 2000 heraus und was war anders vor 50, 60 Jahren? Der Aufbauwille aller, der Gemeinschaftssinn waren größer als der Individualismus, die Rechtssicherheit war kleiner, die Gefahr ging für Viele noch vom Staate aus – der Diktatur im NS-Staat und der DDR.

Heute geht die Gefahr eher von Google, Facebook und Werbung &

Co. aus (und den Informationen, die wir selber bedenkenlos ins Internet stellen). Einen Rechtswegestaat gab es noch nicht, das Interesse an Parteien war größer.

Was sind daraus die Lehren, was wollen wir als Zeitzeugen vermitteln – anderes als nur Geschichten zu erzählen? Darüber müssen wir uns klar werden. Was verstehen wir als unseren Auftrag, was ist unser „Zeugnis“ für unsere eigene Erlebniszeit? Hier müssen wir noch unsere eigene Rolle abseits der NS-Vergangenheit definieren.

Ein Versuch einer Definition, einer von vielleicht mehreren „Zwecken“: Wir halten unsere Geschichten fest für den Historiker. Alltag steht selten im Fokus der Historiker. Aber Alltagserzählungen sind die Puzzleteile, aus denen sich das Bild des Ganzen zusammensetzt.

Zeitzeugenberichte sind da heute nicht mehr als eines mehrerer Puzzleteile neben Presse, Rundfunk, Fernsehen und Reiseführern – aber sie gehören dazu. In der NS-Zeit mag das noch anders gewesen sein – denn was Alltag war, bestimmte die gelenkte Propaganda, allenfalls die Nachkriegsliteratur zeigte anderes auf. Zeitzeugenerlebnisse hatten – vielleicht – für die NS- und Kriegserlebnisse einen anderen historischen Stellenwert als heute in der übervollen Informationsgesellschaft. Trotzdem: sie sind ein Teil der Alltagserfahrung und deshalb zwar nur ergänzend, aber

nichtsdestotrotz wichtig.

Und: Der Betroffene ist es, der selbst erzählt – sonst wird nur über den Betroffenen erzählt, von Dritten. Das macht den eigentlichen Wert des Zeitzeugenberichts aus. Der Mensch erzählt seine Befindlichkeit. Der Zeitzeuge nimmt in dieser Hinsicht eine ähnliche Rolle ein wie die Literatur.

Nicht zufällig hat eine Diktatur Literatur verboten, die nicht ihrer Richtung entsprach. An Fakten, Denken und Fühlen war nur erlaubt, was dem Staat passte. Der Zeitzeuge erzählt, was ihm passt. Das ist sein ureigener Wert und Beitrag zur Geschichte von unten.

Wie sollen wir erzählen?

Welche Form ist angebracht oder angebrachter? Soll – nach und nach – ein Schwerpunkt in der Nachkriegsgeschichte zu anderen Formen unseres Treffens führen? Geschichten erzählen alle 14 Tage oder einmal im Monat? Eine Vortragsveranstaltung von einem einzelnen Zeitzeugen zu einem vorgegebenen Thema? Mit langer Diskussion?

Was tun hier andere Zeitzeugengruppen in Deutschland und auch „nur“ im Umland? Austausch über die Formen scheint sinnvoll zu sein. Vielleicht kommen wir einmal zu Mischformen vieler Erfahrungen und Praktiken.

Wie sollen wir – Aufschreiben?

Aufschreiben ist das herausragende Kennzeichen unserer Zeitzeugengruppe Hamburg-City. So halten wir die Erinnerung an Persönliches und geschichtlich Erfahrenes fest. Wir halten es fest für uns selbst, für unsere Kinder. Wir halten es abrufbar jederzeit und für den Interessierten über unsere Datenbank mit über 450 „Geschichten“.

Aufschreiben ist der eine Weg. Die Videoerzählung ist ein anderer Weg. Die Audioerzählung ist ein dritter Weg. Das Erzählen gegenüber außenstehenden Dritten ist ein weiteres Mittel, damit dann der es transkribiert und (irgendwie) festhält und verewigt, z. B. als Interview und Tonkassette und Tonabschrift.

Alle Formen hat die Zeitzeugenbörse praktiziert, sie hat Bücher und Videokassetten hergestellt und ist auch aktuell wieder dabei.

Das geschriebene Wort aber ist am leichtesten herzustellen, von jedem, jederzeit, im stillen Kämmerlein und offen für eine schnelle Verbreitung in der Zeitzeugenzeitung und der ZZB-Datenbank. Das sollte auch so bleiben, weil es für die meisten der Teilnehmer die Antriebsfeder ist und sich für die Teilnehmer und so als unser „Markenzeichen“ bewährt hat.

Carsten Stern

Zeitzeugen im Dialog

Halepaghen schule

Im Oktober 2013 befragten die Schülerinnen Ronja, Tonia und Fenja von der Halepaghenschule in Buxtehude den Zeitzeugen Claus Günther zum Thema Hitlerjugend (siehe Foto rechts).



Ergebnis war eine sehenswerte Präsentation für den Schulunterricht.

Claus Günther

Ich wünsche den beiden für ihre Arbeit vollen Erfolg!

Lore Büniger

Erich-Kästner-Schule Farmsen

Am 9. Oktober 2013 hatte ich Besuch von zwei Schülerinnen. Mitra Rosin und Anita Pahlevan (Klassenlehrerin Frau Wegmeyer, Kunstlehrer Herr Schettger) haben die Semesteraufgabe „Das Frauenbild der fünfziger Jahre“ und informierten sich über meine damalige Berufszeit in der Schifffahrt. Arbeitsbedingungen, Mode, Wohnverhältnisse und allgemeine Lebensbedingungen.

Ein US-Slogan, der damals – und oft noch heute – auch auf uns Frauen in Deutschland zutrifft, lautet: „Eine Frau muss zweimal so gut sein wie ein Mann, um halb so viel Geld zu verdienen“. Aber das wollen wir ja heute nun nicht mehr!

VHS Kurs für Frauen

Am 4. November 2013 haben Lore Büniger und Ulrich Kluge die Zeitzeugenbörse vor einer lebhaften, 25-köpfigen Gruppe von Frauen in der VHS in Farmsen vorgestellt. Die langjährige Mitarbeiterin der Landeszentrale für politische Bildung, Barbara Ottrand, hatte eingeladen.

Die spannende Schilderung Lore Bünigers über ihre Schul- und Jugendzeit in den dreißiger Jahren regte viele Teilnehmer/innen (alle zwischen 55 und 75) zur Diskussion und zum Nachdenken über die eigene Geschichte an. Teilweise wurden Erinnerungen an das eigene Elternhaus eingebracht.

Folge: Es wird im Februar 2014 ei-

nen weiteren Einsatz geben. Thema: Geteiltes Deutschland.

Ulrich Kluge

Rist-Gymnasium Wedel

Am 11. November 2013 hat Dorothea Snurawa von der Zeitzeugengruppe Wedel in Kooperation mit der Klassenlehrerin Frau Horzela ein Treffen in der o. g. Schule organisiert. Themen: Nazizeit, Judenverfolgung, Hungerzeit, Währungsreform, Wiederaufbau.

In sehr anregenden Gesprächen „rasten“ wir förmlich durch zwei Jahrzehnte, da musste ich immer schnell „schalten“, aber es war da-

durch auch sehr spannend.

Es waren sehr aufgeschlossene Schüler und eine sehr nette Lehrerin.

Lore Bünger

Thalia Theater: Dependance Altona

Am 16. November 2013 erhielten wir eine Einladung zur Lesung von „Der Untergang“ über die Luftangriffe auf Hamburg im Juli/August 1943 (Autor: Hans-Erich Nossack).

An die Lesung schloss sich ein Gespräch des Intendanten Joachim Lux vom Thalia Theater, mit den Zeitzeugen Rolf Biermann und Lisa Schomburg und mir an.

Lore Bünger



Jahresabschlusstreffen 2013 Niendorf

Auch diesmal ließen wir das Jahr gemeinsam in einer gemütlichen Runde bei Kaffee und Kuchen ausklingen, reflektierten das vergangene Jahr und beschäftigten uns mit interessanten Themen wie „Was ist eigentlich ein Zeitzeuge?“

Besonders freuten wir uns über die Teilnahme der Zeitzeugengruppen Wedel und Eppendorf. Es gab Besuch von Zeitzeugen, die sonst nicht mehr aktiv an der Zeitzeugenarbeit teilnehmen können, wie z. B. Karl-August Scholtz und Ilse Behling.

Thomas Mai

Treffen - Termine - Ankündigungen

ZEITZEUGEN


Zeitzeugenbörse Wedel

Übersichtlich und prall gefüllt mit Informationen: Die neue Auftritt der Zeitzeugenbörse Wedel hält, was er verspricht!

Neben Berichten von Schulbesuchen finden sich natürlich auch die nächsten Termine und ihre Themen in übersichtlicher Form auf diesen Seiten wieder. Besonders gute Idee: Filmeinspielungen zur Geschichte von Wedel und die frische „Aktenreiter“-Optik.

www.zeitzeugenboerse-wedel.de

Zeitzeugenbörse Hamburg

Die Seiten der Hamburger Zeitzeugenbörse wurden ebenfalls aktualisiert.

Thomas Mai, Praktikant der Hochschule für Angewandte Wissenschaften (HAW), hat die letzten Ausgaben der Zeitzeugenmitteilungen ergänzt (auch Quickborn) und Biografien aktiver Zeitzeugen erneuert. Er hat darüber hinaus Texte aus den letzten Ausgaben ins Archiv gestellt. Ein Blick drauf lohnt sich!

www.zeitzeugen-hamburg.de/zeitzeugenboerse

Nächste Ausgabe (Zeitzeugen Nr. 55): Redaktionsschluss: 08. April 2014

ZZB-Geschäftsstelle

Zeitzeugenbörse Hamburg, p. A. Seniorenbüro Hamburg e.V., Brennerstr. 90, 20099 Hamburg
Tel.: 040 – 30 39 95 07 Fax: 040 – 30 39 95 08
zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de
www.zeitzeugen-hamburg.de

V. i. S. d. P.: Ulrich Kluge

Seniorenbüro
ENGAGEMENTFÖRDERUNG IN HAMBURG
Hamburg e.V.

Termine Zeitzeugenbörse Hamburg

Gruppen Erinnerungsarbeit: Erlebtes in die Erinnerung zurückrufen und diskutieren. Auch für neu hinzu kommende Interessierte.

Gruppe City

Leitung: Dr. Werner Hinze
Jeden 1. und 3. Dienstag im Monat, von **10.00-12.00 Uhr**, im Seniorenbüro, Brennerstr. 90, (U1 Lohmühlenstraße).
Jan.: 07. + 21. Jan. 2014
Feb.: 04. + 18. Feb. 2014
März.: 04. + 18. März 2014
Apr.: 01. + 15. Apr. 2014

Gruppe Eppendorf

Leitung: Richard Hensel
Jeden 2. und 4. Montag im Monat, von **10.45-12.45 Uhr**, im LAB-Treffpunkt Eppendorf, Eppendorfer Weg 232.
Jan.: 13. + 27. Jan 2014
Febr.: 10. + 24. Febr. 2014
März.: 10. + 24. März 2014
Apr.: 14. + 28. Apr. 2014

Gruppe Ahrensburg

Leitung: Elke Petter
Im Peter-Rantzau-Haus, Manfred-Samusch-Str. 9. Tel. 04102- 21 15 15
Jeden 1. Freitag, **10.00-11.30 Uhr**.

Erinnerungswerkstatt Norderstedt

Beim Lernverbund Norderstedt, jeden 2. Dienstag, **10.00 Uhr**, beim DRK Norderstedt, Ochsenzoller Str. 124.
Weitere Infos: www.ewnor.de.

Gruppe Wedel

Leitung: Dorothea Snurawa.
Rathaus Wedel, Raum „Vejen“ im Erdgeschoß, **10.00-12.00 Uhr**,
14. Jan. 2014: „Zwischen Angst und Zuversicht“. Ein deutsches Ehepaar in Feldpostbriefen.
09. April: „Feste – in und um Wedel“
Kontakt: Tel.: 04103-1895255
www.zeitzeugenboerse-wedel.de

Gruppe Quickborn

Leitung: Fritz Schukat, Uwe Neveling
Jeden 1. und 3. Do. im Monat, **10.00-12.00 Uhr**. Freizeitraum Kirchengem., Lornsenstr. 21-23, Quickborner Heide.
Jan.: 02. + 16. Jan 2014
Febr.: 06. + 20. Febr. 2014
März.: 06. + 20. März 2014
Apr.: 03. + 17. Apr. 2014

Gruppe Wandsbek-Hinschenfelde

Fortsetzung im Frühjahr 2014. Informationen im Seniorenbüro, Tel. 040-30399507. Im Treffpunkt Hinschenfelde, Dernauer Straße 27a.

Vierteljahrestreffen

In Vorbereitung (Mai/Juni 2014): „Moderne Zeitzeugen – Wen interessiert das?“ Wie können wir Zeitzeugen-Themen zielgruppengerecht platzieren?

Redaktion: Peter Bigos, Lore Bünger, Claus Günther, Richard Hensel, Ulrich Kluge, Thomas Mai, Carsten Stern. Wir danken allen Autorinnen und Autoren, die ihre Beiträge in dieser Ausgabe und für eine Internet-Publikation zur Verfügung gestellt haben. Änderungen behält sich die Redaktion vor.